Nr. 181. Freitag, den 6. August 1909. 23. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“ und „Die arbeitende Jugend“) durch die Post bezogen ohne Bringegeld monatlich M. 1,20, vierteljährlich M. 3,60; durch die Kolporteure wöchentlich 30 ₰ frei ins Haus. Einz. Nr. 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage „Die Neue Welt“ 10 ₰.
Kreuzbandsendungen monatlich M. 2.70, für das Ausland monatlich M. 3,50.

Redaktion: Fehlandstraße 11, 1. Stock. Hamburg 36 Expedition: Fehlandstraße 11, Erdgeschoß.
Verantwortlicher Redakteur: Ernst Köpke in Hamburg.

Anzeigen die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum 35 ₰, Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen 20 ₰. Anzeigen-Annahme Fehlandstr. 11, Erdgeschoß (bis 5 Uhr nachmittags), in den Filialen (bis 4 Uhr nachm.), sowie in allen Annoncen-Bureaux. Platz- u. Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit. Reklamen im redaktionellen Teil werden weder gratis noch gegen Entgelt aufgenommen.
Buchhandlung und Buchdruckerei-Kontor: Fehlandstr. 11, Erdgeschoß.

Filialen: **St. Pauli** einschl. Schanzenstr. bei Heinr. Koenen, Sophienstr. 44. **Eimsbüttel, Langenfelde** bei Carl Dreyer, Fruchtallee 42. **Hoheluft, Eppendorf, Groß-Borstel** und **Winterhude** bei Ernst Großkopf, Lehmweg 51. **Barmbeck, Uhlenhorst** bei Theodor Petereit, Bachstr. 12. **Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn, Schiffbeck** und **Billwärder** bei Carl Ortel, Baustr. 26. **Hammerbrook** bis Ausschläger Billdeich bei Rud. Fuhrmann, Schwabenstr. 33. **Rotenburgsort** und **Veddel** bei Th. Reimer, Lindleystr. 85. **Eilbeck, Wandsbeck, Hinschenfelde** und **Ost-Barmbeck** bei Franz Krüger, Kurze Reihe 34. **Altona** bei Friedr. Ludwig, Bürgerstr. 118. **Ottensen, Bahrenfeld** bei Joh. Heine, Bahrenfelderstr. 129.

Hierzu eine Beilage.

Etwas für den Hansabund.

Ein Werber für den „Hansabund“ in einer süddeutschen Stadt wollte einen intelligenten Mitbürger „keilen“ (zum Beitritt überreden). „Gern!“ antwortete dieser, „aber unter einer Bedingung.“ — „Die wäre?“ — „Daß der Hansabund statutarisch bestimmt: Kein Mitglied darf den Adelstitel annehmen und sich „von“ schreiben, wenn ihm derselbe, oder ein Orden, womit er verbunden ist, verliehen wird.“ — „Eine bagatellhafte Aeußerlichkeit!“ meinte der Werber lächelnd. — Nein, versetzte der andere, so lange Bürgerliche sich angenehm gekitzelt fühlen, wenn sie in den Adelsstand „erhoben“ werden, wie die Zeitungen lächerlich-schamlos schreiben, so lange auch Männer der Wissenschaft und demokratische Führer, wie z. B. der Schwabe Payer, das „von“ als Dekoration ihrem Namen vorsetzen, statt es wie einen Kropf zu verabscheuen, insolange beweisen sie, daß sie noch immer in den Junkern eine Art höheres Wesen erblicken, und leisten damit deren Anmaßungen Vorschub, billigen, daß ihren Kasteninteressen Rechnung getragen wird auf Kosten der übrigen Bevölkerung, und daß sie den Bürgerlichen vorgezogen werden, nicht bloß im höfischen Gesellschaftswesen, sondern auch im Staatsleben auf verschiedenen Gebieten.

So vor allem in der preußischen Verwaltung. Wie stark in dieser das feudale Element dominiert, ganz besonders in der Besetzung der Landratsämter, ist allbekannt und neulich in der „Frankf. Ztg.“ auf Grund eines amtlich zuverlässigen Quellenwerks in überraschenden Ziffern dargelegt worden. Der Verfasser bemerkte dazu: diese Zustände sind gewiß kraß. Eine gewisse Bevorzugung des preußischen Adels in der Verwaltung hat man ja stets vorausgesetzt und leider nur zu lange stillschweigend toleriert. Aber daß sie ein solches Maß erreicht, haben viele Leute bisher doch nicht gewußt.

Dieser Vorherrschaft des junkerlichen Elements in den einflußreichen höheren Aemtern ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß Agrarier und Konservative — was so ziemlich eine Tautologie ist — nicht bloß im preußischen Landtag die überwiegende Mehrheit bilden, sondern auch im Reichstag weit stärker vertreten sind, als den betreffenden Wahlkreisen entspricht. Denn von den Landräten und ihren Untergebenen wird die Wahlmache aufs ausgiebigste betrieben, und das nicht bloß zur Wahlzeit. Jahraus jahrein sorgen sie dafür mit den bekannten Praktiken, daß von ihren Bezirken die politische Aufklärung ferngehalten und Wählermassen in Stumpfsinn und reaktionären Gesinnungen erhalten bleiben resp. eingeschüchtert und gefügig seien. Welche terroristische Mittel stehen nicht den höheren und niedrigen Verwaltungsbeamten besonders in ländlichen Gegenden zu Gebote! Man denke an die sensationellen Enthüllungen des verflossenen Bürgermeisters Schücking von Husum! Durch besagte Privilegierung des Adels ist die ganze preußische Verwaltung feudalisiert.

Daß das Bürgertum das alles mit Gemütsruhe hinnahm aus borniert-feiger Angst vor dem Proletariat, ist sattsam bekannt, wie nicht minder, daß die agrarische Hochschutzzöllnerei von einem Teil der Großkapitalisten unterstützt wurde, um ihrerseits Industriezölle zu erhalten. Wolf und Fuchs in der Fabel! Bei alledem ist auch das nicht unwesentlich, daß die Bürgerlichen überhaupt noch den alten Respekt vor dem Adelstitel nicht ausgeschwitzt haben. Weil er selbst vom Klassendünkel gegenüber dem Proletarier gebläht ist und auf ihn protzig heruntersieht, schaut der Bürgerliche auch seinerseits instinktiv hinauf zu dem Aristokraten und wittert in ihm allerlei imponderabile Qualitäten, die ihm beneidenswert scheinen. Vor allem im rückständigen Deutschland, aber auch anderwärts.

Der Snobbismus, der danach schleckt, daß er sich an Aristokraten reiben, in ihrem Dunstkreis verweilen kann, schrieb s. Z. Max Nordau in den „Konventionellen Lügen“, ist in allen Ländern zu Hause, auch den demokratischsten. Der Franzose ist stolz auf die Bekanntschaft eines Herzogs oder Marquis, und der Amerikaner, der den „allmächtigen Dollar“ als seinen Gott verehrt, ist entzückt, wenn er seinen Salon mit einem Edelmann „schmücken“ kann. Der Multimillionär verheiratet seine Töchter am liebsten mit einem europäischen Aristokraten, auch wenn er mehr Schulden hat, als Haare auf dem Kopfe, und nichts aufweisen kann als die windigen Manieren eines „flotten Kavaliers“. Ein Laffe, der sich Baron oder Graf nennt und seine Jugend in vornehmen Liederlichkeiten bereits verpulvert hat, besteht in den Augen des Durchschnittsbürgerlichen immer noch aus besserem Stoff, als der jugendkräftige, tüchtige Arbeiter. Lassen sich doch auch die bürgerlichen „Damen“ von ihren Dienstboten und Bekannten „Gnädige Frau“ titulieren, was den Adelsdamen abgespickt ist, und die Romandichter und Feuilletonisten, auch der demokratischen Blätter, haben sich längst angewöhnt, diese abgeschmackte Anrede bis zum Ueberdruß zu gebrauchen.

Es ist daher so uneben nicht, was der eingangs erwähnte Mann von den Hansabündlern verlangt. Ist es ihnen ernst damit, den Junkern die Gefolgschaft zu kündigen und ihren Prärogativen den Krieg zu erklären, so mögen sie das demonstrativ dadurch dokumentieren, daß sie das Adelsprädikat verschmähen und damit bekunden, daß ihr bürgerliches Bewußtsein sich dagegen sträubt, das Attribut dieser Kaste als Dekoration zu tragen!

Politische Uebersicht.

Ob's wahr ist.

Die „B. Z. am Mittag“ will von unterrichteter Seite das Folgende erfahren haben:

„Nach dem Diner, das Prinz Heinrich während des Aufenthaltes des deutschen Uebungsgeschwaders in Bilbao der dortigen deutschen Kolonie gegeben hat, wurde fest politisiert. Die Deutschen im Auslande hatten natürlich mit dem höchsten Interesse die Vorgänge im Reiche während der letzten Finanzreformkrise verfolgt. Die Mißstimmung über den Ausgang der Kalamität wurde dem Prinzen gegenüber sehr deutlich zum Ausdruck gebracht, und der Prinz stimmte den Kritikern unumwunden zu. Er sagte u. a.: „Es ist das erste Mal, daß Seine Majestät das „Ich trau mich nicht“ gesagt hat. Es ist ihm die Auflösung nahegelegt worden. Und ich hätte auch aufgelöst.“ So ungefähr — das heißt eigentlich noch etwas schärfer, drückte sich Prinz Heinrich aus. Daß die Konservativen bei Hofe heute unten durch sind, ging aus des Prinzen weiteren Worten jedenfalls mit Deutlichkeit hervor: Kanalvorlage, Reichsfinanzkomödie, noch so'n Ding, dann ... Aller bösen Dinge sind drei. Bülow ist noch lange nicht kalt gestellt, man wird noch oft seine Hand erkennen. Ein zweites Mal heißt's biegen oder brechen ... Mit dem Zentrum lebt man auch ferner auf dem Qui vive-Standpunkt. Es wäre ja auch eine verteufelt waghalsige Geschichte geworden. „Aber trotz alledem, ich hätte aufgelöst, sonst glaubten die, man dürfe uns alles bieten.“

Wir überlassen es der bülowitischen Presse, aus dem angeblichen: „Ich trau mich nicht!“ Schlüsse zu ziehen. Einen Trost müssen ja die Blockliberalen auch haben.

Heiteres von den neuen Steuern.

Die Oberpostdirektion Berlin hat an die ihr unterstellten Postämter eine eilige Verfügung ergehen lassen, wonach der voraussichtliche Bedarf an Glühstrümpfen bis einschließlich Dezember d. J. noch vor Inkrafttreten der Steuer angeschafft werden soll.

Herr Wermuth, der neue Reichsschatzsekretär, wird natürlich über diese Findigkeit der Reichspost außerordentlich erfreut sein. Man wird aber dann Privatleuten keinen Vorwurf daraus machen dürfen, daß sie sich rasch noch mit größeren Vorräten versorgen, wenn die Reichspost auf diesem Gebiete bahnbrechend vorangeht.

Die Rechnung der Post kann aber auch ein Loch bekommen, denn in einer offiziösen Erklärung in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß nur die Vorräte steuerfrei sind, die sich im Besitze von Privatpersonen befinden.

Auf die Auseinandersetzung zwischen den Staatssekretären Krätke und Wermuth kann man sonach gespannt sein.

Es ist zu schön, wie der Reichsfiskus (vertreten durch die Post) dem Reichsfiskus (vertreten durch das Schatzamt) ein Schnippchen zu schlagen versucht, und wie dann schließlich vielleicht noch die ehrsame Zunft der Juristen in der Sache Fiskus gegen Fiskus ihren Broterwerb findet.

Die amtliche Presse wider die Regierung.

Wir teilten kürzlich mit, daß die Rede, die der Konservative Führer v. Heydebrand und der Lasa bei der Reichsfinanzreformberatung im Reichstage zur „Rechtfertigung“ des Standpunktes seiner Partei gehalten hat, den amtlichen Kreisblättern als Beilage gegeben worden ist. Wie aus Stettin mitgeteilt wird, gehen einzelne Amtsblätter noch weiter. So enthält die Nummer 179 des „Amtlichen Kreisblattes für den Kreis Regenwalde“, das in Labes erscheint, einen Leitartikel, der ganz im Sinne des Herrn v. Heydebrand die Mitarbeit der Konservativen an der gegen den Willen der Regierung zustande gebrachten Finanzreform lobt und mit folgenden stolzen Worten schließt:

„Im Lande aber wird man, des sind wir gewiß, bei Fortdauer der gegenwärtigen Zustände allmählich immer mehr erkennen, wer sich mehr um des Reiches Wohlfahrt verdient gemacht hat: diejenigen, die in schwerer Arbeit und unter Preisgabe wichtiger eigener Interessen für unser Vaterland ein Reformwerk zustande gebracht haben, so gut sie es eben konnten, oder diejenigen, die jetzt nur Hohn, Spott und Lügen für das haben, was sie früher immer als eine nationale Notwendigkeit allerersten Ranges zu bezeichnen pflegten.“

Wenn die Leser dieses demagogischen Humbugs Kaffee, Tee, Bier, Branntwein, Streichhölzer usw. kaufen, werden sie erkennen, wie gut es die Konservativen mit dem Volke gemeint haben.

Das „Geheimnis“ der Blocksprengung.

Warum die Konservativen im Verein mit Zentrum und Polen den Block sprengten und Bülow stürzten, darüber äußert sich in der „parteilosen“ Ablagerungsstätte, dem „Tag“, der bekannte Freiherr von Mirbach sehr deutlich. Er schreibt:

„Vor allem ist es das immer rücksichtsloser zutage tretende Verlangen des Liberalismus, für positive Mitarbeit auf dem Gebiete der Reichspolitik in Preußen entschädigt zu werden, das ein weiteres Zusammengehen mit ihm den Konservativen zur Unmöglichkeit machte. Die Partei würde ihre ganze Entwicklung negieren, wollte sie einer Politik Vorschub leisten, die durch die Beseitigung des preußischen Wahlrechts den letzten Damm gegen die Demokratisierung des gesamten deutschen Parlamentarismus einzureißen trachtet.“

Mit diesem Maß gemessen zu werden, hat weder der ehemalige Blockliberalismus, noch Fürst Bülow verdient. Letzterer hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß er weit davon war, eine demokratische Wahlrechtsreform für Preußen und damit eine „Demokratisierung des gesamten deutschen Parlamentarismus“ zu wollen. Und die Liberalen hatten bereits lange vor dem Blockkrach keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie mit einer „Abschlagszahlung“, d. h. mit einer die Herrschaft der Reaktion nicht antastenden „Reform“ des Wahlrechts zufrieden sein würden.

Liberaler Finanzreform-Jammer.

Freisinnige und nationalliberale Organe und Agitatoren gebärden sich bekanntlich sehr entrüstet über die vom neuen Block beschlossenen indirekten Steuern. Wir haben diesem Gebaren gegenüber schon öfter darauf hingewiesen, daß die blockliberalen Parteien im Anfang bereit gewesen sind, mindestens 400 Millionen neuer Verbrauchsabgaben zu bewilligen. Jetzt bestätigt das der „freisinnige“ Abgeordnete Eickhoff. In der „Barmer Zeitung“ tritt er der Behauptung konservativer Blätter und Abgeordneter, als ob die Reichsfinanzreform mit den Liberalen nicht wäre zu erledigen gewesen, wie folgt entgegen:

Freisinnige und Nationalliberale haben sich im Anfangsstadium der Verhandlungen natürlich Reserve auferlegt. Tatsächlich aber waren die Freisinnigen noch eher, als die Regierung ihre Vorlagen über den Ausbau der Erbschaftssteuer eingebracht hatte, „in ihrer Gesamtheit bereit, das Opfer neuer indirekter Steuern zu bringen, weil sie nicht nur den Reichsbedarf von 500 Millionen als notwendig anerkennen mußten, sondern zugleich auch die absolute Unmöglichkeit, wenigstens unter den gegenwärtigen Verhältnissen, vor Augen sahen, diesen Bedarf lediglich auf dem Wege direkter Besteuerung zu decken. Das ist eine unbestreitbare Tatsache, an der kein ehrlicher Gegner rütteln sollte“. Der Versuch, die Schuld an dem Scheitern der Reichsfinanzreform den Liberalen in die Schuhe zu schieben, sollte, so schließt der Abgeordnete Eickhoff seine Ausführungen, endlich aufgegeben werden, denn das sei ein Gebot der politischen Ehrlichkeit.

Die politische Ehrlichkeit erfordert aber auch, daß die „Freisinnigen“ von der Sorte Eickhof, Wiemer, Kopsch usw. aufhören, aus der berechtigten Entrüstung des Volkes über die neuen indirekten Steuern Kapital in ihrem parteipolitischen Interesse zu schlagen.

Des „Freisinns“ Zug nach rechts.

Im Scherlschen „Tag“ erörtert der „freisinnige“ Abgeordnete Dr. Eickhoff allerlei „Zukunftsfragen“ des Blockliberalismus. Er verrät dabei brünstige Liebessehnsucht nach den Nationalliberalen:

„Ohne die nationalliberale Partei wird der Liberalismus niemals die Macht erringen können. Diese Erkenntnis bricht sich erfreulicherweise in immer weiteren Kreisen der freisinnigen Wählerschaft Bahn: dazu hat nicht am wenigsten der verflossene Wahlkampf beigetragen. Denn wenn er für den Liberalismus überhaupt eine erfreuliche Seite hatte, so ist es sicherlich die, daß zahlreiche Gegensätze, die früher zwischen den beiden Gruppen bestanden, dank der geschickten Führung Bassermanns nunmehr überbrückt sind und es hoffentlich in Zukunft bleiben werden.“

Hinweisend auf die Tatsache, daß sich allerdings schon vor der Blockära verschiedene Freisinnige nationalliberaler gebärdet haben als die Nationalliberalen selbst, meint die „Berliner Volks-Ztg.“, man dürfe sich daher nicht wundern, daß die chemische Affinität der Leute mit der angeborenen Sozialistenfurcht nach rechts strebt. „Daß bei einer Verbindung mit den Nationalliberalen Zehntausende von Liberalen endgültig nach links abgestoßen würden, das bekümmert die großen Geister nicht, die das reaktionäre Junkertum mit Hilfe des großkapitalistisch-scharfmacherischen, sich nationalliberal drapierenden Unternehmertums besiegen wollen!“

Die Sorte von „Freisinn“, die bei den Nationalliberalen anlangt, wird mit diesen natürlich den Weg zu den Konservativen nehmen. Da gibt es dann kein Halten.

Wer hält die liberalen Parteien aus?

Auf diese Frage gab der liberale Landtagsabgeordnete Hübsch in seinem Referat über „Die Organisation der Liberalen in Bayern“ auf dem sechsten Landesverbandstag in Bamberg kürzlich eine Antwort. Er sagte:

„Lassen Sie mich hier einmal ein ernstes Wort reden! Keine einzige Partei leistet so wenig an regelmäßigen Beiträgen wie gerade die liberalen Parteien. Von jeher waren es einzelne mit Glücksgütern gesegnete Parteifreunde, denen man es überließ, bei Wahlzeiten die Kassen zu füllen. Von jedem Mitglied einen Beitrag in einer Höhe zu verlangen, daß damit alle Ausgaben gedeckt werden können, das sucht jeder Vereinsvorstand auf das peinlichste zu vermeiden, weil er glaubt, er könnte dadurch einzelne Mitglieder verlieren.“

Und dabei sind es fast durchweg besitzende Leute, die den liberalen Parteien als Mitglieder angehören. Daß das Aushalten einer Partei durch einzelne Reiche korrumpierend wirken muß, ist klar. Da findet gar leicht das Wort seine Bestätigung: „Wes Brot ich esse, des Lied ich singe.“

Päpstliche Autorität und Zentrum.

Die „Kölnische Volkszeitung“ brachte kürzlich einen polemischen Artikel, in dem die Frage aufgeworfen war, ob das Zentrum im Bürgerlichen Gesetzbuch die katholische Weltanschauung über die Ehe zu gesetzlicher Geltung habe bringen können, und ferner war ihm der Vorwurf gemacht worden, daß es für ein die Ehescheidung enthaltendes Gesetz gestimmt habe.

Von einem in den damaligen Reichstagsverhandlungen beteiligten Zentrumsabgeordneten geht dem genannten Blatte eine Darstellung zu, in der es heißt: Es sei zwar dem Zentrum nicht gelungen, „die weltliche Gesetzgebung in Uebereinstimmung zu bringen mit den Grundsätzen des katholischen kanonischen Eherechts.“ Aber:

„Trotz dieses prinzipiell unbefriedigenden Erfolges hat dann allerdings das Zentrum in der Schlußabstimmung doch für das ganze Bürgerliche Gesetzbuch gestimmt. Aber das ist geschehen, nachdem es vorher wegen dieses Verhaltens der vollständigen Billigung der höchsten kirchlichen Autorität versichert worden war.“

Also das Zentrum läßt seine Haltung im Parlament bestimmen von der Entscheidung der „höchsten kirchlichen Autorität“. Es hat das Bürgerliche Gesetzbuch nach konfessionellen Gesichtspunkten beurteilt und seine Abstimmung von der Erlaubnis des Papstes abhängig gemacht.

Damit ist aufs neue bewiesen, daß die „Partei für Wahrheit, Freiheit, Recht“, einen konfessionellen Charakter hat, was Zentrumsmänner und -Organe so oft bestritten haben.

Das Zentrum „klärt auf“.

Die klerikalen Blätter in der Rheinprovinz sind bereits an der Arbeit, „Aufklärung“ über die Haltung des Zentrums zu verbreiten. Wie diese Aufklärung aussieht, davon nachstehend eine Probe. Es wird erzählt, daß die neuen Steuern notwendig geworden sind wegen der Reichstagswahlen im Jahre 1907. Die Mehrheit, die Fürst Bülow damals zusammenbrachte, hat alles bewilligt, was für Heer, Flotte, Kolonien und Weltpolitik verlangt wurde. Das dicke Ende kam nach: Der Reichsgeldbeutel wurde immer leerer, die Schuldenlast mußte bis zur Unerträglichkeit gesteigert werden, und der Größenwahnsinn nahm schließlich ein trauriges Ende; wie bei allen Leuten, die über ihre Verhältnisse leben, kam am Schluß der große Krach. Fürst Bülow ging, der Block zerbarst, und die Zentrumspartei mußte schließlich unter Mitwirkung der Konservativen die Sache in die Hand nehmen und für Ordnung sorgen. Diese Aufgabe war nicht leicht, galt es doch, Hunderte von Millionen Fehlbetrag im Reichshaushalt zu beseitigen und für die Tilgung der in den letzten Jahren aufgehäuften Schulden zu sorgen. Hierzu kam der Rückgang im Ertrag der bereits bestehenden Einnahmen des Reiches, die unter den schlechten Zeitverhältnissen zu leiden haben. Deshalb müssen jetzt große Opfer gebracht werden, um die schlimmen Folgen der Bülowschen Blockwirtschaft auszugleichen; auf die kurze Herrlichkeit folgt der wüste Katzenjammer. Das sind die Ursachen der neuen Steuern, die jetzt alle Volkskreise belasten.

Mit der Kritik des Bewilligungseifers und des Größenwahns des Hottentottenblocks hat die Zentrumspresse ganz recht; der Liberalismus hat gewiß ein nettes Sündenregister. Doch das Zentrum hat zu der Zeit, da es Regierungspartei war, dem Militarismus und Marinismus auch gegeben, was er heischte, und so dem großen Krach redlich vorgearbeitet. Daran wird natürlich der starkgläubige Leser der Zentrumspresse nicht erinnert.

Erbfreundliches.

Die Petersburger „Börsenzeitung“ meldet aus sicherer Quelle, daß zwischen Rußland und Deutschland ein „kleiner Grenzkonflikt“ schwebt. Zwischen Soldaten der russischen Grenzwache und einem deutschen Grenzjäger kam es zu einem Zusammenstoß auf deutschem Gebiet, wobei der russische Soldat den Deutschen für einen Pascher hielt und entwaffnete. Die deutsche Regierung hat durch ihren Vertreter in Petersburg den Vorfall zur Kenntnis der russischen Regierung gebracht und gleichzeitig vorgeschlagen, den Fall dem Haager Schiedsgericht zu unterbreiten. Dieser Vorschlag hat aber in Petersburg keine günstige Aufnahme gefunden. Die Beilegung des „kleinen Zwischenfalles“ ist nur eine Frage von wenigen Tagen.

Natürlich! Die russische Regierung erklärt, sie habe eine „Untersuchung“ eingeleitet, und die deutsche Regierung spricht ihren Dank dafür aus. Denn daß der Reichskanzler wirkliche Genugtuung verlangt, das gibt's nicht; in Berlin hat man den „Erbfreund“ viel zu lieb, um ihm den liebenswürdigen Sport gelegentlicher Exzesse auf deutschem Boden zu verdanken oder gar zu verwehren.

Landwirtschaft und Militarismus.

Der württembergischen zweiten Kammer ist ein Dringlichkeitsantrag der Volkspartei zugegangen, in dem die Regierung ersucht wird, mit Rücksicht auf die Verzögerung der ganzen Ernte sowie auf die durch die Einberufung der bäuerlichen Reservisten drohende Steigerung der Leutenot eine Verschiebung der bevorstehenden Kaisermanöver eintreten zu lassen. Das Haus bejahte die Dringlichkeit mit Zweidrittelmehrheit.

Ob die Regierung diesem Wunsche nachkommen kann, wird sich ja zeigen. Bisher hat Sankt Militarismus sich um die Bitten des Zivilpacks nicht im geringsten gekümmert, und es wäre merkwürdig, wenn er gerade in Sachen des Kaisermanövers sich nachgiebig zeigte. Für die glänzenden Kavallerieattacken sind doch die Rollen gewiß schon verteilt.

---

[15] (Nachdruck verboten.)

Die sieben Gehenkten.

Von

Leonid Andrejew.

Autorisierte Uebersetzung von August Scholz.

11. Wie sie ankamen.

Hastig eilten die kleinen Waggons dahin.

Mehrere Jahre hindurch hatte Sergej Golowin, als er mit den Seinigen in dieser Gegend in der Sommerfrische war, dieselbe Eisenbahn benutzt, war oft zur Tag- und Nachtzeit mit ihr gefahren und kannte sie genau. Und wenn er die Augen schloß, konnte er auch jetzt wohl meinen, daß er nach Hause fahre: er hatte sich in der Stadt bei Bekannten verspätet und kehrte mit dem letzten Zuge heim.

„Jetzt sind wir bald da,“ sagte er, die Augen öffnend und durch das vergitterte, dunkle, stumme Fenster hinausblickend.

Niemand rührte sich, niemand antwortete ihm: nur Zigeunerchen spie einmal ums andre mit einem Zischen seinen süßen Speichel aus und ließ seine Augen, die Fenster, die Tür und die Soldaten abtastend, durch den Waggon flitzen.

„Es ist kalt,“ sagte Wassili Kaschirin mit steifen Lippen, die wirklich erfroren schienen und seine Worte gepreßt herauskommen ließen.

„Da, nimm das Tuch und leg's um den Hals,“ sagte Tanja Kowaltschuk und machte sich besorgt um ihn zu schaffen. „Das Tuch ist sehr warm.“

„Um den Hals?“ fragte plötzlich Sergej und erschrak über seine eigne Frage. Da aber alle derselbe Gedanke beschäftigte, so achtete niemand auf ihn — als ob überhaupt niemand etwas gesagt hätte, oder alle zugleich dasselbe Wort ausgesprochen hätten.

„Tut nichts, Waßja, immer binde es um, es wird Dir warm werden,“ riet ihm Werner. Dann wandte er sich zu Janssen und fragte mild:

„Und Du, mein Lieber, frierst Du nicht? Hm?“

„Vielleicht möchte er rauchen, Werner. Vielleicht wollen Sie rauchen, Genosse?“ fragte Mußja. „Wir haben Zigaretten.“

„Ich möchte.“

„Gib ihm eine Zigarette, Serjoscha,“ sagte Werner erfreut. Aber Sergej hatte bereits die Zigarette hervorgeholt, und alle sahen voll Rührung zu, wie Janssons Finger die Zigarette nahmen, wie das Zündholz aufflammte und der blaue Rauch aus Janssons Munde strömte.

„Nu, ich danke,“ sagte Jansson. „Ist schön!“

„Wie seltsam!“ sagte Sergej.

„Was ist seltsam?“ versetzte Werner, sich nach ihm umwendend. „Was ist seltsam?“

„Na, da: die Zigarette.“

Jansson hielt die Zigarette, eine ganz gewöhnliche Zigarette, zwischen seinen ganz gewöhnlichen Fingern und schaute bleich, mit Staunen, ja sogar mit einem gewissen Schrecken auf sie hin. Und alle richteten ihre Blicke auf das dünne Röllchen, an dessen Ende wie ein sich schlängelndes blaues Band der Rauch hervorströmte, den der Atem des Rauchers zur Seite blies, und beobachteten, wie die graue Asche an dem glimmenden Ende sich ansetzte.

Und dann ging die Zigarette aus.

„Sie ist ausgegangen,“ sagte Tanja.

„Ja, sie ist ausgegangen.“

„Hole sie der Teufel,“ versetzte Werner mürrisch und blickte unruhig auf Jansson, der die Hand mit der Zigarette wie tot herabhängen ließ.

Plötzlich wandte sich Zigeunerchen jäh nach Werner um, neigte sich ganz nahe zu ihm hin und flüsterte, die Augen verdrehend, so daß das Weiße schimmernd hervortrat:

„Wie wär's, Herr, wenn wir die Eskortsoldaten ... Hm? ... Sollte man's nicht versuchen?“

„Hat keinen Zweck,“ antwortete ihm Werner, gleichfalls im Flüsterton. „Leeren wir den Kelch bis auf die Neige.“

„Weshalb? Es ist doch vergnügter, wenn man so im Kampfe ... Hm? Ich ihn, und er mich ... Ehe man's merkt, haben sie einen kalt gemacht. Als wäre man gar nicht gestorben.“

„Nein, es hat keinen Zweck,“ sagte Werner und wandte sich dann zu Jansson: „Warum rauchst Du nicht, mein Lieber?“

Janssons verwittertes Gesicht verzog sich plötzlich ganz kläglich, als wenn jemand an einem Faden gezogen hätte, der alle Falten und Fältchen auf einmal in Bewegung setzte. Und wie im Traume begann Jansson zu weinen, tränenlos, mit trockener, verstellt klingender Stimme:

„Ich mag nicht rauchen. Ach—ha! Ach—ha! Ach—ha! Mich darf man nicht aufhängen. Ach—ha! Ach—ha! Ach—ha!“

Sogleich machten die andern sich mit ihm zu schaffen. Tanja Kowaltschuk, die reichliche Tränen vergoß, streichelte seinen Aermel und schob die herabhängenden Klappen der Pelzmütze zurecht.

„Mein Lieber, Guter, so weine doch nicht — mein armer, unglücklicher Junge!“

Mußja blickte zur Seite. Zigeunerchen fing ihren Blick auf und verzog sein Gesicht zu einem Grinsen.

„Ist doch 'n komischer Herr! Trinkt Tee — und friert im Leibe,“ sagte er mit kurzem, höhnischem Lachen. Aber sein eignes Gesicht war dabei schwarzblau angelaufen wie Gußeisen, und seine großen gelben Zähne grinsten.

Plötzlich erzitterten die kleinen Waggons, und der Zug fuhr merklich langsamer. Alle, außer Jansson und Kaschirin, erhoben sich rasch und setzten sich ebenso rasch wieder.

„Die Station,“ sagte Sergej.

Das Atmen wurde ihnen schwer — wie wenn mit einem Male alle Luft aus dem Waggon ausgepumpt wäre. Das Herz wurde größer und wollte die Brust zersprengen, legte sich gleichsam vor die Luftröhre, pochte wie im Wahnsinn und schrie wie vor Entsetzen mit seiner blutig-vollen Stimme. Und die Augen starrten nieder auf den bebenden Fußboden, und die Ohren horchten, wie die Räder immer langsamer rollten, und dann schleiften und wieder rollten — und plötzlich stillstanden.

Der Zug hatte Halt gemacht.

Und nun folgte der Traum. Nicht, daß er gar so grausig gewesen wäre, aber etwas Gespenstisches, Ohnmächtiges, Fremdes lag darin: der Träumende selbst blieb dabei gleichsam beiseite, und nur sein Gespenst schritt körperlos dahin, sprach tonlos, ging geräuschlos, litt, ohne zu leiden. Im Traume verließen sie den Waggon, stellten sich paarweise auf, sogen die köstlich frische, frühlingswarme Waldluft ein. Im Traume widersetzte sich Jansson stumpf und kraftlos, und schweigend zogen sie ihn aus dem Waggon heraus.

Sie schritten die Stufen hinab.

„Gehen wir zu Fuß?“ fragte jemand fast heiter.

„Es ist nicht weit von hier,“ antwortete ein zweiter jemand, ebenso heiter.

Dann schritten sie, eine große, schwarze, schweigsame Schar, auf dem schlecht instand gehaltenen, aufgeweichten, nassen Wege durch den Wald dahin. Vom Walde her, von den Schneemassen, wehte ein frischer, kräftiger Luftzug; der Fuß glitt aus, blieb bisweilen im Schnee stecken, und die Hände griffen unwillkürlich nach dem zunächst schreitenden Genossen; und schwer und laut keuchend marschierten in dem noch kompakten Schnee auf dem Mittelweg die eskortierenden Soldaten dahin.

„Nicht mal den Weg konnten sie sauber machen,“ ließ eine ärgerliche Stimme sich vernehmen. „Da kann man nun losstiefeln durch den tiefen Schnee!“

„Man hat ihn gesäubert, Euer Wohlgeboren,“ sagte irgend jemand schuldbewußt, wie zur Rechtfertigung, „aber das Tauwetter kam, und da war nichts zu machen.“

Das Bewußtsein kehrte wieder, doch nur unvollständig, stoßweise, in seltsamen Fetzen. So zuckte es plötzlich, wie zur Bestätigung des Gehörten, klar und scharf durch das Hirn:

„In der Tat — nicht mal den Weg konnten sie sauber machen!“

Dann erlosch wieder alles, und nur die Geruchsempfindungen blieben: dieser unerträglich scharfe Duft des Waldes, der Frühlingsluft, des schmelzenden Schnees. Dann erschien wieder alles ungewöhnlich hell: der Wald, und die Nacht, und der Weg, und die Tatsache, daß man sie sogleich, in der nächsten Minute, aufhängen wird. Im Flüsterton huschte das abgerissene Gespräch ins Ohr:

„Es ist gleich vier Uhr.“

„Ich sagte es ja: wir fahren zu früh ab.“